

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 16.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 8 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Jetzt erschien Einer aus ihrem Gefolge, der Herr von Doulon, der sie aufheben und forttragen wollte, Johanna aber befahl ihm, davon abzulassen, dagegen ihre Fahne zu ergreifen und die Franzosen wieder zu sammeln. Der Herr von Doulon rief im Verein mit dem Marschall von Reş so laut, daß alle herbeieilten. Unterdeß hatte Johanna den Bolzen aus der Wunde gezogen, sie mußte aber des großen Schmerzes wegen liegen bleiben, ob sie gleich noch immer befahl, den Graben auszufüllen. Angereizt durch so großen Muth eines Mädchens, gingen Alle an das Werk, ob es gleich ein sehr schwieriges, fast unmögliches war. Man brachte den ganzen Tag damit zu, Faschinen etc. in den Graben zu werfen; Johanna blieb fortwährend an einer und derselben Stelle liegen, ohne daß ihre Wunde verbunden wurde, und sie wollte nicht zugeben, daß man von der Erstürmung abstehe, als ein Befehl des Königs ankam, nach St. Denis sich zurückzuziehen. So bestimmt auch dieser Befehl lautete, so wollte Johanna ihm doch nicht gehorchen, indem sie behauptete, man würde, wenn man nicht abstehe, Paris binnen zwei Stunden nehmen. Zwei Mal sandte der Herzog von Mençon zu ihr und endlich suchte er sie selbst auf. Da erst willigte sie in die Rückkehr.

Die Franzosen erreichten in der Nacht St. Denis. Hier wurde ein Bericht über alles Geschehene an den

König abgegeben und der Herzog von Mençon wie der Marschall von Reş erzählten ihm, daß Johanna den Tod gesucht habe. Der König ging selbst zu ihr; er fand sie sehr krank und machte ihr Vorwürfe wegen ihrer Entmuthigung. Johanna weinte und gestand, daß sie lieber sterben als in die Hände der Engländer fallen möchte, was, wie ihr die Stimme gesagt hätte, geschehen würde, falls sie nicht in ihr heimatliches Dorf zurückkehre. Als sie nach einigen Tagen genesen war, hing sie in der Kirche selbst ihre Waffen an einer Säule auf, worauf sie sich zu dem Könige begab, um ihn um ihre Entlassung zu bitten, die er ihr während ihrer Krankheit versprochen hatte.

In der Zwischenzeit hatte man aber Karl VII. vorgestellt, welchen Fehler man begehen würde, wenn man, da noch nichts entschieden sei, diejenige sich entfernen lassen wollte, welche Jedermann für den guten Geist Frankreichs ansähe; deshalb antwortete denn der König, er habe ihr das Versprechen nur gegeben, damit sie wieder Muth fasse, jetzt, da sie hergestellt sei, bitte er sie vielmehr, bei ihm zu bleiben, denn die Erfahrensten hätten ihm gesagt, wenn man sie scheiden lasse, würde Alles verloren sein. Johanna ließ sich dadurch nach einiger Zeit nochmals bewegen, bei dem Herre zu bleiben.

Um ihr ein noch höheres Ansehen zu geben, vergrößerte der König von diesem Augenblicke an das Gefolge Johannas noch mehr, stellte sie den ersten Heerführern gleich, erhob sie in den Adelsstand, erlaubte ihr,



auch ihren zweiten Bruder kommen zu lassen, gab ihr zwölf Pferde und eine eigene Kasse zur Bezahlung des kleinen Corps, das sie von diesem Augenblicke an persönlich befehligen sollte; aber alle diese Gunstbezeugungen vermochten die Jungfrau von dem Gedanken nicht zurückzubringen, daß sie bald in die Gewalt der Engländer fallen würde.

Es wurde beschlossen, daß sich der König nach Sien zurückziehe, und Johanna folgte ihm dahin. Nach dem Abzuge der Franzosen kehrte der Herzog von Bedford nach Paris zurück, wo sich auch bald der Herzog von Burgund einfand, der sich bewegen ließ, die Regentschaft zu übernehmen. Der Waffenstillstand wurde nicht gehalten; es fanden häufig Gefechte statt und die Jungfrau nahm unter anderm mit Sturm St. Pierre le Moutier, was eine ihrer schönsten Waffenthaten ist. Man erfuhr, daß Paris günstig für die Franzosen gesinnt sei, und man beschloß deshalb, die Feindseligkeiten offen wieder zu ergreifen. Johanna brach mit ihrem kleinen Armeecorps nach Lagny auf, ohne auf einen Feind zu treffen, erfuhr aber hier, daß ein gewisser Franquet von Arras mit etwa 400 Mann in der Umgegend morde und brandschätze. Ihn zu züchtigen, zog sie aus und griff ihn mit aller Kraft an. Die Leute Franquets hielten indeß Stand und trieben die königl. Truppen sogar zwei Mal zurück. Zwei Mal führte Johanna sie wieder in den Kampf und endlich nöthigte sie Franquet und dessen Bande, sich in ein kleines Fort zu werfen, das für die Jungfrau, die keine Kanonen bei sich hatte, fast uneinnehmbar war. Zum Glück kam Johann von Foucault von Lagny mit Geschützen zu Hilfe und so geschah es, daß das Fort erstürmt werden konnte. Ein Theil der Bande Franquets fiel und der andere ergab sich, darunter Franquet selbst. Diesem wurde der Proceß gemacht und, nachdem er alle seine Verbrechen eingestanden, der Kopf abgeschlagen.

Johanna war entschlossen, gegen Paris zu ziehen, in welchem eine Verschwörung zu Gunsten der Franzosen entdeckt, aber unterdrückt worden war, sie erhielt aber vorher eine noch wichtigere Nachricht: der Herzog von Burgund nämlich, der ganz und gar wieder Engländer geworden war, rückte mit einem starken Heere heran und belagerte Compiègne. Dieser Stadt eilte sie zu Hilfe und gelangte auch in der Nacht hinein, obgleich die Belagerer gute Wache hielten.

Am andern Morgen begab sie sich in die Kirche, um die Messe zu hören. Die Kirche füllte sich alsbald

von Menschen, besonders Frauen, die sich, nach Beendigung der Messe um sie drängten, um ihr die Hände zu küssen. Ein Mann wagte es sie zu fragen, warum sie so traurig aussehe, und Johanna antwortete:

„Ach, Ihr guten Leute, ich sage es Euch mit völliger Gewisheit: es hat mich ein Mann verkauft; ich bin verrathen und werde bald den Tod erleiden müssen. Bittet Gott für mich, denn bald werde ich nicht mehr meinem Könige und meinem theuren Vaterlande dienen können.“

Als das Volk dies hörte, weinten Alle, schluchzten und sagten, sie möchte ihnen den Verräther nennen, wenn sie ihn kenne, damit ihm werde, was ihm gebühre. Sie aber schüttelte bloß traurig das Haupt und kehrte, von dem Volke begleitet, in ihre Wohnung zurück.

Ihren Leuten hatte sie aufgetragen, sich Nachmittags zu einem Ausfalle bereit zu halten und zu der bestimmten Stunde meldete ihr Poton, daß man sie erwarte.

Johanna trug ihre gewöhnliche Kleidung, nämlich eine Rüstung und darüber ein Gewand von rothem Sammet, das mit Gold und Silber gestickt war, ein schweres Schwert, das sie in Lagny einem Burgunder abgenommen hatte, und ihre kleine Streitart. Sie bestieg ihr Ross, nahm ihre Fahne, bekreuzigte sich zwei Mal, empfahl denen, welche sie begleiteten, für sie zu beten, und ritt dann im Trabe nach dem Thore, wo ihre Leute sie erwarteten. Als bald wurde das Thor geöffnet und Johanna eilte mit fünf- bis sechshundert Mann hinaus.

Da dieser Ausfall ganz unerwartet kam, so war die erste Wirkung höchst bedeutend; die Ersten wurden unbewaffnet überfallen; die Franzosen machten Alles nieder und warfen, was Widerstand zu leisten versuchte. Indes sammelten sich die Feinde allmählig und endlich stand den Angreifenden eine zehnmal stärkere Macht entgegen, so daß sie sich zum Rückzuge entschließen mußten. Johanna hielt Ordnung bis an das Thor; hier aber vermochte sie nichts mehr, denn Jeder wollte zuerst hinein. Um den Eindringenden einige Zeit zu lassen, wendete sie sich mit etwa hundert Mann noch einmal gegen den nachsehenden Feind; die Burgunder wichen zurück, aber als Johanna wieder umkehrte, bemerkte sie, daß die Feinde sich zwischen sie und die Stadt geschlichen hatten. Zwar warf sie auch hier die Burgunder, aber als sie an das Thor kam, fand sie, daß es bereits geschlossen war und daß Niemand ihren



Ruf hörte. Sie entschloß sich, das Freie zu suchen und wo möglich an ein anderes Thor zu gelangen; die Feinde aber, selbst die Feigsten unter ihnen, fanden Muth, als sie die gefürchtete Jungfrau so mit etwa hundert Mann allein sahen. Es kam zu einem langen und schrecklichen Kampfe; Johanna that Wunder der Tapferkeit; ein picardischer Schütze aber gelangte endlich ganz nahe an sie, faßte sie an ihrem Sammetgewande und riß sie so von dem Pferde herunter. Zwar setzte sie auch zu Fuß den Kampf noch fort, aber die Kräfte schwanden ihr allmählig und sie sank auf ein Knie. Keiner ihrer Leute konnte ihr zu Hilfe kommen, denn jeder mußte sich der eigenen Haut wehren; sie sah ein, daß die ihr von der Stimme verkündigte Stunde gekommen sei, und übergab also ihr Schwert an Lionel, einen Bastard Vendomes, den sie für den Angesehensten unter den sie Umgebenden hielt.

Als bald erhob sich ein gewaltiges Geschrei, das durch das ganze Lager und bald durch ganz Frankreich schallte: „Johanna, die Jungfrau, ist gefangen!“

Dies geschah am 23. Mai 1430.

## II.

### Der Prozeß.

Die Gefangennehmung Johanna's erregte, wie man wohl denken kann, bei den Burgundern und Engländern große Freude, als hätten sie eine Schlacht gewonnen wie die zu Crecy, Poitiers oder Agincourt, oder als hätten sie sich des Königs selbst bemächtigt. Das arme, jetzt mit Ketten beladene Mädchen war auch allerdings der schrecklichste Gegner, den sie in Frankreich gefunden hatten; ehe sie erschien, hatten sie sich fast zu Herren des Landes gemacht, während sie seit der Anwesenheit Johanna's nur Niederlagen erlitten und zwei Drittel von Frankreich wieder verloren hatten.

Alle eilten hinzu, um die Gefangene zu sehen; selbst der Herzog von Burgund begab sich zu ihr; da er sich aber mit ihr einschloß, so weiß man nicht, worüber Beide mit einander sprachen, man bemerkte nur, daß der Herzog, als er die Jungfrau verließ, der Besiegte, sie dagegen die Siegerin zu sein schien.

Die Gefahr Johanna's war groß; es waren Boten an den Herzog von Bedford, an den Grafen von Warwick und an den Bischof von Winchester gesandt worden und nach drei Tagen schon erhielt der Herzog von Burgund durch den Generalvicar des Inquisitors die Aufforderung, die gefangene Johanna, die in star-

kem Verdachte der Ketzerei stehe, ihm zuzusenden, damit sie gerichtet werde.

Weder der Herzog von Burgund noch der Herr von Luxemburg waren geneigt, dieser Aufforderung Genüge zu leisten; sie wußten, daß sie das Mädchen dem Tode überlieferten, sobald sie dieselbe den Engländern übergaben und der Herzog von Burgund, der zwei Schreiben von ihr erhalten, der mit ihr gesprochen hatte, wußte besser als irgend Jemand, daß Johanna eine edele Heldin, nicht aber, wie es ihre Feinde sagten, eine elende Here sei. Er kam deshalb mit Johann von Luxemburg überein, den Engländern gar keine Antwort zu geben und, ehe man etwas über die Gefangene entscheide, Nachrichten von dem Könige von Frankreich zu erwarten.

Diese Nachrichten mußten indeß binnen einer gewissen Zeit eintreffen, wenn sie von Wirkung sein sollten, denn es bestand ein Vertrag zwischen dem Herzoge von Burgund und dem Könige von England, nach welchem der Letztere gewisse Gefangene für 10,000 Liv. Lösegeld in Anspruch nehmen konnte, wenn der Gefangene nämlich ein König, ein Prinz aus königl. Geblüte, ein Connetable, ein Marschall von Frankreich oder ein General war. Da Johanna keinen Rang in dem Heere bekleidete, so konnte der Herzog von Burgund sich über diesen Punkt entschuldigen, wenn er sie für ein gleiches oder höheres Lösegeld, als er von dem Könige von England erwartete, an den König von Frankreich zurückgab.

Der Herzog wartete indeß vergeblich. Karl VII., der das arme Mädchen von Domremy, als sie sich entfernen wollte, zurückgehalten und ihr gesagt hatte, er würde, wenn sie in Gefangenschaft gerieth, um sie auszulösen, die Hälfte seines Reiches verkaufen, Karl VII. schickte keinen Boten nach Paris, bot kein Lösegeld an. Kaum war die Krone auf seinem Haupte befestigt, als er diejenige vergaß, welche sie ihm aufgesetzt hatte. Allerdings war es gerade zur Zeit seiner leidenschaftlichen Liebe zu Agnes Sorel.

Es vergingen sechs Wochen, in denen die Engländer, da sie keine Antwort von dem Herzoge von Burgund erlangten, mehrere berathende Versammlungen hielten. Nach einer jeden solchen Versammlung wurde eine neue Aufforderung erlassen, alle aber blieben fruchtlos.

Unterdeß war die Antwort des Regenten eingegangen, der einwilligte, Johanna für einen General anzusehen und für dieselbe das Lösegeld zu zahlen, wie für



einen König oder königl. Prinzen, nämlich zehntausend Livres. Zu gleicher Zeit erhielt Peter Cauchon den Auftrag, den Prozeß gegen sie einzuleiten; dieser Bischof aber meinte, er könne allein darüber nicht urtheilen und müsse die Ansicht der Universität zu Paris hören. Man drang in ihn, dieses Gutachten so schnell als möglich einzuholen; Peter Cauchon zögerte zwar so lange als möglich, endlich aber mußte er doch schreiben. Die Universität bestand zum großen Theile aus den Engländern verkauften Männern und die Antwort an den Bischof lautete also dahin, er müsse den Prozeß Johanna's einleiten und dieselbe reclamiren, da sie in seinem Sprengel gefangen genommen worden sei.

Johanna, die man zuerst in Beaulieu gefangen gehalten, wurde sodann nach Beaurevoir in der Nähe von Cambrai gebracht, wo sie die Gattin und Schwester des Herrn von Luxemburg traf. Die beiden edelen Damen waren Anfangs gegen die Jungfrau sehr eingenommen gewesen, da sie dieselbe für eine Zauberin oder doch wenigstens für eine Kegerin hielten; bei dem ersten Anblicke der Gefangenen aber, als sie ihre Züchtigkeit und Frömmigkeit erkannten, schenkten sie ihr wahres Mitleid. Einen Monat später war Johanna ihre Freundin. Sie wünschten daher vor allen sie zu retten. Sie vermochten den Herrn von Luxemburg, der ungeduldig über das Schweigen Frankreichs wurde und Drohungen Englands fürchtete, mehrmals zu neuen Verzögerungen. So vergingen fünf Monate. Der Herr von Luxemburg erzählte freilich seiner Frau und Schwester, wie man immer mehr in ihn dränge, die Gefangene auszuliefern, aber immer wußten sie ihn zu bestimmen, noch nichts zu entscheiden. Man hoffte noch stets auf den König von Frankreich; aber der König von Frankreich blieb kalt, schwieg und beschäftigte sich, wie es schien, mit wichtigern Angelegenheiten, als die Loskaufung eines armen Landmädchens war.

Johanna führte, in der Erwartung einer Entscheidung ihres Schicksales, ein frommes Leben, das alle die, welche ihr nahe kamen, erbaute und rührte; sie verbrachte ihre Zeit in Gebeten und mit den Händen, welche das königliche Schwerdt geführt und das Banner Gottes getragen hatten, nähete und spann sie wie zur Zeit ihrer unbekanntten Jugend. Die Gesichte erschienen ihr wieder und obgleich die Stimmen nur noch von Ergebung und dem Märtyrerthume sprachen, so fühlte sie sich, wenn auch nicht getröstet, doch immer gestärkt, so oft sie dieselben gehört hatte.

In der Mitte des Septembers endlich zeigte der

Herr von Luxemburg seiner Gattin und seiner Schwester an, daß er nun nicht länger zögern konnte, daß er Johanna an die Engländer ausliefern müsse. Beide warfen sich ihm bei diesen Worten zu Füßen und baten ihn, das arme junge Mädchen zu retten, denn man wußte wohl, daß man sie in den Tod sende, sobald man sie den Engländern übergäbe. Johann versprach, seiner Gefangenen ein letztes Rettungsmittel zu bieten, nämlich allerdings zu erklären, daß er in ihre Auslieferung willige, daß sie aber unter seiner Obhut bleibe, so lange die zehntausend Liv. nicht bezahlt wären, und daß es ihm in dieser Zeit freistehet, wegen ihrer Auslieferung mit dem Könige von Frankreich zu unterhandeln.

Diese auf den ersten Anblick nicht eben günstig erscheinende Bedingung eröffnete ihm jedoch einen ziemlich langen Aufschub. Der Herzog von Bedford hatte kein Geld, was der Herr von Luxemburg recht gut wußte; da dies Geld aber doch jeden Tag herbeigeschafft werden konnte, so trug er seiner Frau und seiner Schwester auf, Johanna darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich bereit halte, den Engländern übergeben zu werden. Die beiden Damen versuchten zwar nochmals ihn auf andere Gedanken zu bringen, diesmal aber war er unbeugsam.

Die schreckliche Nachricht mußte also der Jungfrau mitgetheilt werden. Das arme Kind vergaß, als sie dieselbe vernahm, daß sie die Heldin von Orleans, die Siegerin von Jargau sei, und dachte nur an ihre Schwachheit und an ihre Verlassenheit. Mit dem Tage der Gefangenschaft war die Kriegerin verschwunden und nur die Jungfrau geblieben. Sie weinte wie ein Kind, und küßte die Hände der beiden Damen, die ihre Freundinnen geworden waren, als sollte sie sogleich auf immer Abschied von ihnen nehmen. Dennoch aber kam über ihre Lippen kein unwürdiges Gebet, kein Vorwurf gegen ihren König; sie faltete nur die Hände und sprach: „mein Gott, ich wußte, daß es so kommen würde, denn die Stimmen haben mir es angezeigt.“

Abends, als sie in ihr Gemach im dritten Stock eines der Thürme der Burg hinaufgegangen war, warf sie sich betend auf ihre Knie nieder und ihre Heiligen erschienen ihr wiederum. Da trockneten, wie gewöhnlich, ihre Thränen und eine Stimme sprach:

„Johanna, wir sind gekommen, um Dir Muth zu bringen; Du wirst viel leiden müssen, aber der Herr wird Dich aufrecht erhalten. So behalte also wenn nicht die Hoffnung, doch den Glauben.“



Diese Worte zeigten ihr an, daß ihr ein schreckliches Ende beschieden sei, weshalb sie denn auch gegen ihre Gewohnheit vergebens versuchte, sich bei der Bestimmung des Himmels zu beruhigen. Die ganze Nacht hindurch konnte sie keinen Augenblick schlafen; sie weinte unaufhörlich und stand von Viertelstunde zu Viertelstunde auf, um vor einem elfenbeinern Crucifixe zu beten.

Der nächste Tag verging wie die Nacht in Thränen und Gebet; Johanna schien aber mit einem finstern Plane umzugehen. Mehrere Male fragten sie die beiden Damen, aber sie antwortete nur: „ich will lieber sterben, als mich den Engländern ausliefern lassen.“

Abends begab sie sich zu der gewöhnlichen Stunde in ihr Gemach, das bald durch ein helles Licht erleuchtet wurde. Sie richtete ihr Haupt empor und erblickte ihre Heiligen, die traurig, fast unwillig aussahen. Johanna schlug vor dem Zorne derselben ihre Augen nieder.

„Johanna,“ sprach darauf die Stimme, „Gott, der in die Tiefe des Herzens sieht, hat in dem Deinigen Deine verbrecherischen Gedanken gelesen und befiehlt Dir, denselben zu entsagen. Der Märtyrertod führt in den Himmel, der Selbstmord aber zur ewigen Verdammniß.“

— „Ach, meine Heiligen,“ rief Johanna, die Hände ringend, „ich möchte lieber sterben, als den Engländern ausgeliefert werden.“

„Es wird geschehen, wie es Gott gebietet,“ erwiderte die Stimme; „Du selbst hast über Dich nicht zu verfügen.“

— „Ach, mein Gott!“ jammerte Johanna schluchzend, „warum ließeſt Du mich nicht arm und unbekannt in meiner Heimath?“

Den andern Morgen begab sich die Gattin des Herrn von Luxemburg, weil Johanna zur gewöhnlichen Stunde nicht erschien, in das Zimmer derselben und sah die Arme kalt und bleich auf dem Fußboden liegen; sie hatte die Nacht in der Lage verbracht, in welcher die Erscheinung sie verlassen.

Die Dame drang lebhaft in die Jungfrau, um sie zu vermögen, wie gewöhnlich das Mahl mit ihnen zu theilen, Johanna aber antwortete, sie könne es nicht und wünsche das heilige Abendmahl zu genießen. Die Freundin begab sich deshalb allein wieder hinunter und sandte ihr den Kaplan.

Die Gattin und die Schwester des Herrn von Luxemburg waren nicht ohne Besorgniß über die kalte und bleiche Verzweiflung, die auf die frühere Aufre-

gung Johanna's gefolgt war; auch blieben sie lange bei einander sitzen und sprachen von ihrer Gefangenen. Alles wirkte übrigens zusammen, bei ihnen jene instinzmäßigen Besorgnisse zu steigern, die man bisweilen bei der Annäherung großer Ereignisse fühlt. Es war der Anfang des Octobers, der Himmel düster und von Wolken umzogen, wie es um diese Jahreszeit gewöhnlich zu geschehen pflegt. Der Wind heulte um die alten Thürme der Burg von Beaufort und rauschte mit unheimlichen Tönen durch die gewaltigen Kamine.

Die beiden Damen saßen allein in einem Gemach unter jenem Johanna's und lauschten auf alle geheimnißvollen und unbeschreiblichen Töne der Nacht, als es ihnen plötzlich, eben da es Mitternacht schlug, vorkam, als hörten sie einen Schmerzensston. Beide erbebten und lauschten aufmerkamer; alles aber war nun still und ruhig. Sie glaubten sich getäuscht zu haben; bald indeß drang Gewimmer, das aus dem Wallgraben der Burg zu kommen schien, zu ihnen hinauf. Sie eilten dann in der ängstlichsten Besorgniß bis an die Thüre ihre Gefangenen; aber wie sehr sie auch riefen und klopfen, Niemand antwortete ihnen. Da ahneten sie, daß irgend etwas Ungewöhnliches geschehen sei, und befahlen den Wachen, mit Fackeln hinaus und um die Burg herum gehen.

Unter den Fenstern Johanna's fand die Patrouille den Körper der Jungfrau; anfangs glaubte man, sie sei eine Leiche, bald aber überzeugte man sich, daß sie nur ohnmächtig war. Man brachte sie alsbald in das Zimmer der Burgfrau selbst, wo Johanna endlich wieder zu sich kam. Sie hatte, wie sie es mehrmals ausgesprochen, lieber sterben, als sich den Engländern ergeben wollen und war trotz dem Gebote ihrer Stimme, in der Hoffnung entweder zu entfliehen oder den Tod zu finden, aus dem dritten Stock des Thurmes heraus gesprungen. Ohne Zweifel hatte sie Gott im Falle bewahrt, denn sie war nicht im mindesten verletzt.

Als sie wieder zu sich gekommen, schien Johanna vom Herzen zu bereuen, was sie gethan hatte, aber der Eindruck, den das Ereigniß auf den Herrn von Luxemburg gemacht, konnte durch die Reue nicht wieder verwischt werden. Er fürchtete, daß Johanna bei einem andern minder glücklichen Versuche das Leben, er selbst aber dadurch die für sie gebotenen 10,000 Liv. verliere, erklärte deshalb dem Regenten von England, er sei bereit, die Jungfrau ihm auszuliefern, wünsche indeß, daß man ihr nicht eher den Prozeß mache, bis er das Lösegeld für die Gefangene erhalten habe. Der



Herzog von Bedford ging bereitwillig alle Bedingungen ein, so sehr fürchtete er, der König von Frankreich möchte ihm die Jungfrau entreißen. Dieser schien indes ganz vergessen zu haben, daß diejenige noch lebte, der er seine Krone verdankte.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Der 1. April.) Am 1. April 1805 erhielten die beiden Staatsräthe Regnault de St. Jean d'Angely und Carion de Nisas ein ministerielles — nachgemachtes — Schreiben, das sie aufforderte, sogleich in Fontainebleau bei Napoleon zu erscheinen, der von da seine Reise nach Italien fortsetzen wollte. Regnault befand sich auf dem Lande; das Schreiben wurde ihm nachgesandt; er nahm sogleich Postpferde und jagte nach Fontainebleau, um die Befehle des Kaisers zu empfangen, der ihn — nicht erwartete. Regnault gerieth außer sich über den schlechten Scherz, den man sich mit ihm erlaubt hatte, und bot alles auf, um den Schuldigen zu entdecken, aber vergebens; selbst der Polizeipräsident konnte nichts entdecken. Besser benahm sich Carion de Nisas, der, sobald er bemerkte, daß man ihn in den April geschickt hatte, zu dem Kaiser sagte: „ich beklage mich nicht, der Gegenstand eines Aprilscherzes gewesen zu sein, da ich dadurch Gelegenheit erhalte, Ew. Majestät auch zu ungewöhnlicher Zeit meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Napoleon lächelte und Carion de Nisas erzählte selbst überall sein Abenteuer.

(Cherubini.) Cherubini, der in hohen Jahren vor Kurzem starb, war ein eigensinniger, oft rauher Mann, der die Wahrheit vor Niemandem verheimlichte. So sagte er einst zu dem ersten Consul, der ihn und seine Musik nicht leiden konnte: „Bürger-Consul, bekümmern Sie sich darum, wie Sie Schlachten gewinnen, und mischen Sie sich nicht in mein Handwerk, von dem Sie nichts verstehen.“ Um den Componisten zu ärgern, sprach Napoleon den italienischen Namen desselben immer französisch aus. — Auch die geringfügigsten Kleinigkeiten behandelte Cherubini nach systematischen Regeln, von denen ihn nichts abzubringen vermochte. Jeder Gegenstand seiner Toilette war z. B. numerirt und er bediente sich derselben immer nur in der Ordnung, welche die Zahlen bestimmten. Noch am Tage vor seinem Tode gab er einen neuen und seltsamen Beweis von dieser Manie. Er hatte ein Taschentuch verlangt, schlug dasselbe, als er es erhalten hatte, aus einander, besah die Nummer daran und sagte: „Das ist nicht das rechte; Sie geben mir Nummer 8 und ich habe doch Nummer 7 noch nicht gehabt.“

— „Allerdings,“ antwortete die Person, die ihn bediente; „es ist aber ein Tropfen Eau de Cologne auf Nummer 7 gefallen und da ich weiß, daß Ihnen alle starken Gerüche zuwider sind.“

„Ordnung muß dennoch gehalten werden.“

Er ließ sich das Taschentuch Nummer 7 geben, bediente sich dessen mit einer Miene, in welcher sich der größte Ekel ausdrückte, und sagte sodann: „da ich Nr. 7 gebraucht habe, so können Sie mir nun Nummer 8 geben.“

(Ein merkwürdiger Wurm.) Unter den Naturmerkwürdigkeiten, die es in Charleston (America) giebt, befindet sich auch ein kleiner Wurm, der Bijouteriewurm genannt. Er lebt auf den Blättern des wilden Weinstocks, der deshalb Bijouteriewein heißt, sieht anfänglich wie ein Stückchen weißen Zwirnes aus und ist fast bewegungslos. Nimmt man aber das Blatt ab und legt es in einem Zimmer unter eine Glasglocke, so wächst der kleine weiße Faden in der kurzen Zeit von vier- und zwanzig Stunden zu einer ziemlich großen Raupe heran, die schön gefärbt und mit goldenen Punkten besetzt ist. Nach der völligen Ausbildung kriecht diese Raupe an dem Glase empor, hängt sich an dem einem Ende an der Decke auf und krümmt sich in eine große Menge von Formen, welche treffliche Modelle zu goldenen Bijouteriewaaren geben wie zu Ohrringen, Brochen, Nadeln etc. Daher hat das Geschöpf denn seinen Namen erhalten.

(Ein gräßlicher Mord.) In Süd Carolina, erzählt der englische Reisende Buckingham in seinem neuesten Werke über America, wurden wir eines Tages von einem gemein aussehenden Manne überholt, der ohne Rock und Weste, in schmutzigen Beinkleidern von Rankin, mit einem wenigstens acht Tage altem Barte und sehr schlechtem Hute eilig auf der Straße dahintritt und der Sheriff der Grafschaft war, in welcher wir eben reiseten. Dies erfuhren wir von ihm selbst, als wir dicht an der Straße einen sehr plumpen Galgen sahen, an welchem er erst vor wenigen Monaten eigenhändig einen Neger aufgeküpfelt, der sich der Ermordung von drei Weißen schuldig gemacht hatte. Die Geschichte dieses Mordes war betrübend genug. Ein Pflanzler in Carolina, der mit seinem Sohne und seiner Tochter reisete, hatte von einem andern Weißen einen Neger gekauft, den er als Kutscher brauchen wollte. Der Verkäufer des Slaven wußte zufällig, daß der Fremde eine bedeutende Geldsumme, 8000 Dollars, bei sich hatte, und entwarf den teuflischen Plan, den Slaven zu vermögen, daß derselbe seinen neuen Herrn ermorde und ihm das Geld abnehme. Er versprach dem Schwarzen dafür einen Antheil von dem Raube und die Freiheit. Der Slave ging bereitwillig in den Plan ein, nahm die Gelegenheit wahr, als an einem heißen Nachmittage alle drei Personen in dem Wagen schliefen, ergriff ein kleines Beil, das er mit sich genommen hatte und erschlug damit den Vater sowie den Sohn und die Tochter desselben. Da die Straßen in jenen Gegenden sehr einsam sind, so hatte der Mörder Zeit, alle drei Leichen nach einander in einen Graben in der Nähe zu schleppen, worauf er mit dem leeren Wagen in einer andern Richtung fortfuhr. Er wurde indes bald verhaftet, da die Blutspuren auf dem Wege zur Entdeckung der That und



des Thäters führten. Der Slave gestand vor dem Gerichte sofort seine Schuld, erzählte den Hergang und verschwieg auch nicht, daß sein früherer Herr ihn zu dem Morde gedungen habe. Da indes in Süd-Carolina wie in allen Sklavenstaaten das Zeugniß eines Negers gegen einen Weißen vor Gericht keine Geltung hat, so entging der Anstifter des Mordes jeder Strafe, obwohl Niemand, der den Mann kannte, an der Aussage des Sklaven zweifelte, und nur der letztere wurde gehangen, weil er den Anträgen seines ehemaligen Herrn Folge geleistet hatte.

(Monaldeschi's Grab.) Eine Engländerin, welche eine Reise nach Florenz, durch Frankreich und die Schweiz, abschließlich zu Pferde gemacht und diesen ihren abenteuerlichen Ritt in einem zweibändigen Buche beschrieben hat, schildert unter andern auch sehr ausführlich die Stelle, auf welcher Monaldeschi in der Galerie zu Fontainebleau auf Befehl der Königin Christina ermordet wurde, und setzt später hinzu: „an einem andern Tage gingen wir in die Kirche zu Non, in welcher Monaldeschi unter dem Gefäße mit Weihwasser liegt. Das kleine alte Gebäude rührt noch aus dem zehnten Jahrhundert her und scheint sich mit seinen niedrigen düstern Bogen, mit dem feuchten unregelmäßigen Fußboden von ausgetretenen Grabsteinen ganz zur eiligen Bestattung eines Ermordeten zu eignen. Auf einem Steine des Chors steht man Lilien und eine halb verwischte Gestalt; darunter liegt das Herz der Königin Philipps des Schönen, die hier um 1304 starb. Zwei alte gemalte Fenster lassen nur ein mattes Licht in die Kirche herein und an der Eingangsthüre, dem alten Gefäße mit dem Weihwasser gerade gegenüber, befindet sich ein schmaler Stein mit der Aufschrift in alten Buchstaben: „Ci git Monaldexi.“ (Hier liegt Monaldeschi). Der Führer erzählte uns eine seltsame Geschichte. Vor drei Jahren erschien eine Gesellschaft von Engländern in der damals immer offenen Kirche mit einer Anzahl von Arbeitern, die sie gedungen und im Voraus reichlich bezahlt hatten für die Arbeit, die sie von denselben verlangen würden. Diese Arbeiter rissen auf Befehl der Fremden das Grab auf, um das Skelett herauszuheben, denn die Engländer behaupteten, sie wären Verwandte von Monaldeschi. Der Geistliche war nicht zugegen, kam aber noch zu rechter Zeit, um Einspruch gegen diesen Kirchenraub zu thun. Das Grab war bereits geöffnet, die Engländer bestanden darauf, die Knochen mit sich zu nehmen und hielten den Schädel schon in den Händen. Der Geistliche mußte einige Sensbarmen herbeirufen, durch deren Beihilfe der Schädel denn endlich wieder in das Grab gebracht und dieses geschlossen wurde.

(Die Hauslehrer in Rußland.) Die Summen, welche die Russen für den Privatunterricht ihrer Kinder zahlen, sind oft ungeheuer groß. Ein Hauslehrer erhält meist drei bis viertausend Rubel und dieser Gehalt steigt bis sechs und zehntausend, wenn man einen solchen Lehrer nach Sibirien oder in eine andere entlegene Provinz ziehen will. Man hat berechnet,

daß es allein in Petersburg sechstausend Erzieher und Erzieherinnen giebt, doch dürfte diese Zahl der Wahrheit bei Weitem nicht gleich kommen. In einem Gesetze von 1834 sind alle die Privilegien bestimmt, welche den Privaterziehern zukommen, die in Rußland ihre Prüfung bestanden haben. Nach diesem Gesetze werden sie für Staatsdiener angesehen und sie dürfen demnach die „kleine Uniform“ des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes tragen. Derjenige Privaterzieher, der sein Amt zwei Jahre lang in einer Familie von altem Adel bekleidet hat, tritt in die vierzehnte Adelsklasse ein; auf diesen Rang hat er Anspruch, wenn er drei Jahre in einer Kaufmannsfamilie der ersten Klasse oder fünf Jahre in einer Familie sich befand, die gar keinen Rang hat. Diese Erzieher können ferner nach Verlauf einer bestimmten Frist zu Titularräthen, Hofräthen, Collegienassessoren u. c. ernannt werden und es giebt gegenwärtig in Rußland mehrere Staatsräthe, die niemals ein anderes Amt als das eines Privaterziehers bekleidet haben.

(Die Sage vom ewigen Juden.) Diese Sage ist sehr alt und nach antiquarischen Forschungen erhielt sie in England um das J. 1228 vollen Glauben. In diesem Jahre erschien nämlich in England ein armenischer Erzbischof, welcher in dem Kloster St. Albans unter andern von einem Mönche gefragt ward: ob er jemals den berühmten Joseph gesehen oder von ihm gehört habe, der bei der Kreuzigung des Heilandes zugegen gewesen sei, mit ihm gesprochen habe und noch lebe. Der Erzbischof entgegnete, die Sache sei vollkommen wahr und er kenne den Mann recht wohl, der sogar einmal an seinem Tische gegessen habe; er sei Thürsteher bei Pontius Pilatus gewesen und habe Cartaphilus geheissen. Bald nach dem Tode Jesus habe er sich taufen lassen und den Namen Joseph erhalten. „Er lebt immer,“ setzte der Erzbischof hinzu, „aber jedes Mal nach hundert Jahren verfällt er in eine Krankheit, aus welcher er stets so jung hervorgeht als er zu der Zeit war, da Jesus litt. Er war damals etwa dreißig Jahre alt, erinnert sich aller Umstände bei dem Tode und der Auferstehung Christi, so wie der Apostel und aller ersten Heiligen noch vollkommen genau und ist ein ernster, frommer Mann.“ So berichtet Math. Paris, der zur Zeit der Anwesenheit jenes armenischen Erzbischofs in St. Albans Mönch war.

(Der Ursprung einiger Moden.) Die Schönplästerchen (Mouchen) wurden in England unter der Regierung Eduards VI. durch eine ausländische Dame erfunden, die durch dieses Mittel eine Runzel versteckte.

Die sehr großen Perrücken wurden durch einen französischen Barbier Duviller erdacht, um darunter die hohe Achsel eines Dauphins zu verbergen.

Karl VII. von Frankreich führte die Mode der langen Röcke ein, um seine schlecht geformten Beine zu verhüllen. Die zwei Fuß langen Schuhe verdankten ihre Entstehung einem Auswuche, den Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, am Fuße hatte. Als Franz I. einer Kopfwunde wegen das Haar kurz ab-



geschnitten tragen mußte, erschienen sofort alle Höslinge in Titus-Köpfen.

Einige Damen erfannen dagegen Moden, um ihre Reize geltend zu machen. Isabella von Baiern z. B., die sich durch die Weiße ihrer Haut auszeichnete, brachte die Sitte auf, Hals und Schultern bloß zu tragen.

### Generalcorrespondenz.

In dem Archiv der Stadt Vezenas hat man eine sehr alte Theaterdecoration gefunden in der man nach genauer Untersuchung eine von denjenigen erkannte, deren sich Molière bei seinen Vorstellungen in jener Stadt bediente. —

Die Gräfin L. erschien vor einigen Tagen bei einer der berühmtesten Modistinnen in Paris, welche bisweilen auch für den Hof Modeartikel liefert. „Was wünscht Madame?“ fragte die Modenhändlerin gleichgiltig, ohne den bequemen Sessel zu verlassen, auf dem sie saß. — „Ich möchte einen Hut nach der neuesten Mode haben.“ — „Anna,“ rief die Modistin einer ihrer Arbeiterinnen zu, „geben Sie der Dame Hüte von voriger Woche.“ Die Gräfin entgegnete darauf, daß sie keinen alten Hut, sondern einen der neuesten wünsche. „Einen solchen kann ich Ihnen nicht geben,“ antwortete die Modistin stolz; „als ich das letzte Mal im Cabinet der Herzogin von Nemours arbeitete, haben wir beschlossen, die neuesten Hüte unter acht Tagen nicht in das Publicum zu bringen.“ Die Gräfin erbot sich, sogar mehr als gewöhnlich für einen neuen Hut zu zahlen; die Modistin ließ sich aber nicht bewegen, von ihrem Beschlusse abzugehen. —

In America, namentlich in den Grenzstaaten, fürchtet man sich vor den Indianern noch immer so sehr, daß man sich nicht bloß mit den gewöhnlichen Schuhmitteln begnügt, sondern auch das Gebet zu Hilfe nimmt und in das Vater unser, wie es in den Kirchen gebetet wird, eine darauf bezügliche Stelle einschaltet, z. B. „erlöse uns von dem Uebel und laß uns nicht in die Hände der Wilden fallen,“ worauf die ganze versammelte Gemeinde einstimmig einfällt und spricht: „Amen, Herr, Amen!“ — Es giebt auch bei uns hier und da Wirthhe, die sich nicht eben durch Höflichkeit gegen ihre Gäste auszeichnen, schwerlich aber dürfte man irgendwo so grobe Gastwirthhe finden wie in Nordamerica. Ein Reisender erzählt zwei Beispiele von dieser Grobheit, die ihm selbst vorgekommen sein sollen. In einem Gasthause erhielt er ein schlechtes Schlafzimmer, man tröstete ihn aber mit dem Versprechen, ihm ein besseres zu geben, sobald eines leer sein würde. Dies Versprechen wurde indes nicht erfüllt und als der Reisende bei dem Wirthhe sich darüber beschwerte, antwortete dieser: „ich habe Sie nicht aufgefordert, in mein Haus zu kommen; Sie kamen aus eigenem Antriebe; wenn es Ihnen da nicht gefällt, so können Sie ja zu jeder Zeit weiter reisen.“ — In einem andern Wirthshause beklagte

der Reisende sich darüber, daß die Kellner ihn bei Tische nicht aufmerksam bedienten. Der Wirth ließ ihm darauf sogleich die Rechnung machen, das Pferd des Reisenden satteln und an die Zimmerthüre desselben führen und sagte dann zu ihm, er brauche das Zimmer für einen andern Herrn. — Wie weit die zimpertliche Ziererei der Amerikanerinnen gehen kann, erzählt derselbe Reisende, der die Sache verbürgt. Eine gewisse Miß Briggs in New-York trug nämlich fortwährend eine Brille, damit man von ihr nicht sagen möchte, sie sähe etwas mit bloßem Auge an. —

Man zeigt gegenwärtig in London das vollständige Gerippe eines fossilen Thieres, das man in dem ehemaligen Bette eines Flusses in America gefunden hat. Die Größe dieses Gerippes verhält sich zu dem des größten Elephanten wie ein Tiger zu einer Kage, denn es mißt fünf und zwanzig Fuß in der Höhe und zwanzig Fuß in der Länge. Von den Schädelknochen gehen an der Seite gebogene achtzehn Fuß lange Hauer oder Hörner aus, wie die Fühlhörner eines Maikäfers, außer den gewöhnlichen Hauern des Elephanten, die es ebenfalls besitzt. Man glaubt, das Thier bediente sich dieser gewaltigen Hörner, um sich in den Wäldern einen Weg zu bahnen, Bäume und Büsche bei Seite zu biegen oder auszureißen. — Gleichzeitig zeigt man eine Anzahl Pfeilspitzen, die man an derselben Stelle wie das Gerippe fand, was zu beweisen scheint, daß es damals auch Menschen gab und daß das Thier, durch Pfeilschüsse verfolgt, sich in den Fluß rettete und da ertrank.

Die großartige Isaakskirche in Petersburg soll im bevorstehendem Sommer beendigt werden; die Kuppel ist bereits fertig und mit reich vergoldeter Bronze belegt. Ihre Höhe ist so bedeutend, daß man auf ihr ein Panorama sechs Meilen in der Runde überblickt. Von Kronstadt aus sehen die Schiffer die Kuppel gleich einem leitenden Sterne. Die Kirche soll nun noch drei große Thüren von Metall erhalten; jede wird sechsundsünfzig Fuß in der Höhe messen und reich verziert sein. —

Die Gazette musicale führt als Beispiel von der geringfügigen Belohnung, welche ausgezeichnete Componisten oft für ihre Werke erhalten, die Oper „Montano und Stephanie“ von Berton an, die der Componist im VII. Jahre der franz. Republik für 1000 Fres. verkaufte (300 Fres. baar und 700 Fres. Musikalien), während durch die einzige Arie Stephaniens daraus: „Oui c'est demain“ soviel einkam daß eine Familie viele Jahre lang anständig hätte davon leben können. — Und kommt es nicht häufig noch vor, daß Virtuosen für eine „Phantasie“ nach einer bekannten Opern-Melodie eben so viel erhalten, als der Componist für die ganze Oper und durch das Spielen solcher „Phantasien“ an einem Abende mehr verdienen, als z. B. Mozart jemals für seinen „Don Juan“ ic. erhielt? —

Halevy schreibt bereits wieder an einer neuen Oper, „Karl VI.“ genannt. —